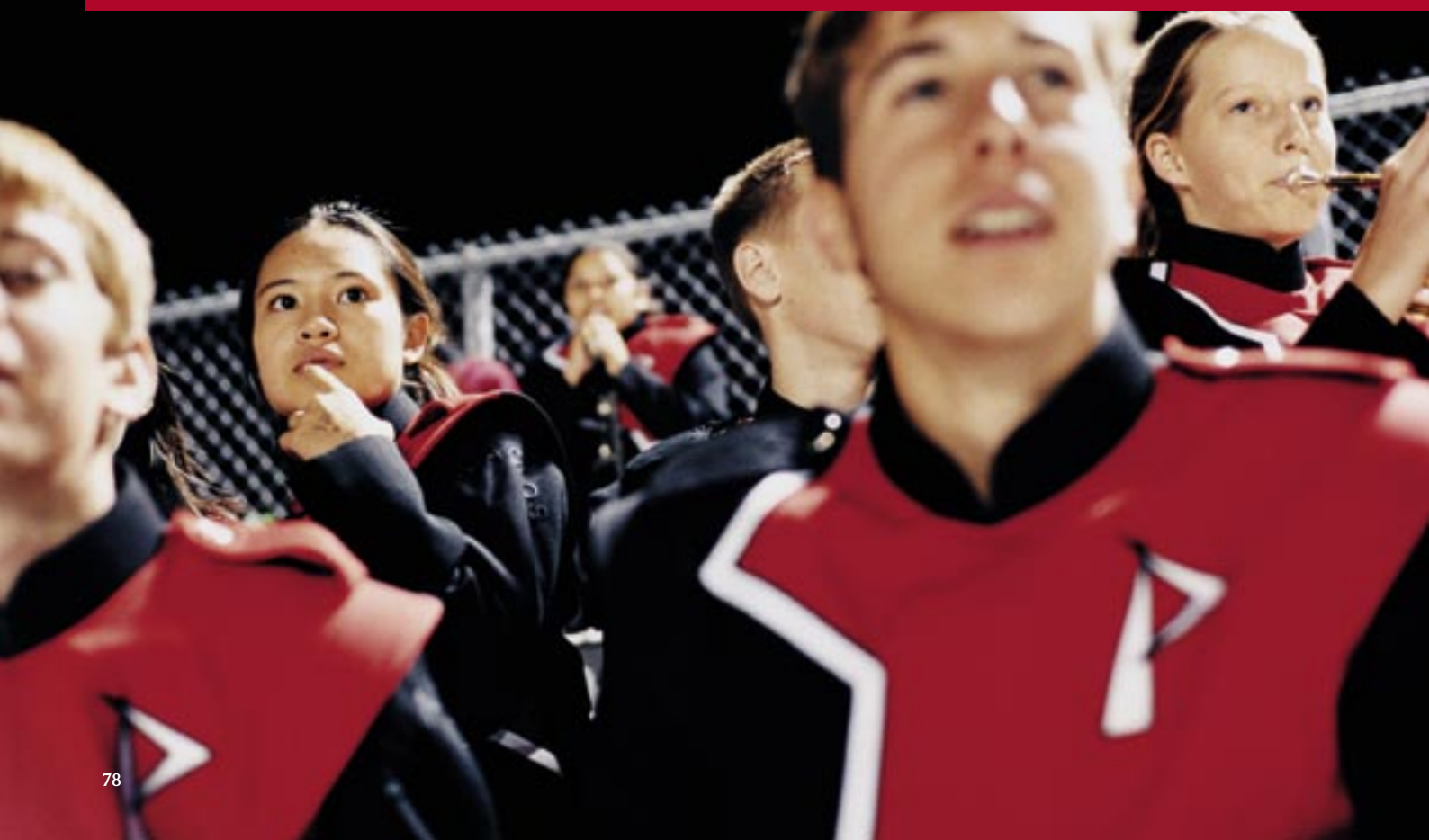
Goodbye Vietnam

Text: Zora del Buono Fotos: Aubrey Wade



In Palacios, einem Ort mit 5000 Einwohnern an der texanischen Küste, haben sich nach dem Vietnamkrieg Hunderte Vietnamesen angesiedelt. Einst kamen sie als Boatpeople hierher, heute leben sie zwischen Moderne und Tradition, sind Amerikaner und doch Vietnamesen. Die meisten von ihnen fingen als Garnelenfischer an. Aber die Jugend hat anderes im Sinn

LIBELLEN KLEBEN AUF WINDschutzscheiben, an Kühlgittern, unter Scheibenwischern. Grün glitzernde Libellenleichen von bemerkenswerter Größe pflastern den Weg einer jeden Fahrt in diesem heißen, schwülen Ort.

Auch Sonntag ist ein Sterbetag, gerade der Sonntag, denn dann kommen sie alle mit ihren Autos hierher gefahren, ein Röhren von starken Motoren, der öde Parkplatz füllt sich mit einem Mal, aus allen Ecken der flachen Kleinstadt biegen Fahrzeuge ein, pünktlich zur selben Uhrzeit. Aus hohen Pick-ups klettern feingliedrige, dunkelhaarige Männer, Frauen und viele Kinder hinab auf das glühend heiße Pflaster, keine Cowboyhüte, keine schief getretenen Stiefel mit Metallsporen, obwohl Palacios doch in Texas liegt und von allen breit *Paläääschos* ausgesprochen wird.

Vor der Kirchentür schwatzen die Frauen, die Kinder lachen, aber keine Muße ist hier zu spüren, es geht geschäftig zu, und schnell, sehr schnell huschen alle in den gekühlten Innenraum eines Kirchenbaus, der äußerlich betrachtet auch etwas Profaneres sein könnte, ein Supermarkt zum Beispiel. Die Türen schließen sich, der Parkplatz ist wieder menschenleer und still, Insekten tanzen, die Sonne brennt.

Frauen und Mädchen sitzen links des Mittelgangs, Reih um Reih auf Holzbänken, in Gedanken und Träumereien versponnen, während der Pfarrer in die Messfeier einführt, mit sonorer Stimme, gegen das Gesurre der Klimaanlage anredend. Schwarzes Frauenhaar neben schwarzem Frauenhaar, glänzend, dicht, sonntäglich gekämmt. Seidenblusen an den Älteren, bestickte und bedruckte T-Shirts bei den Jüngeren, herausgeputzt, jede auf ihre Art. Hier ein goldenes Kreuz im Dekolleté; dort dunkelrosa lackierte Fußnägel in Sandaletten, auf jedem Zeh prunkt ein kleines Bild, ein glitzernder Schmetterling, ein Herz, ganze Geschichten erzählen diese sorgsam dekorierten Füße, Geschichten von der Idee von Weiblichkeit, der Schönheit.

Thim weiß, was Schönheit bedeutet; Make-up, ein wenig schrill, exaltiert, feminin, so wie ihr Boyfriend es mag, der kein Vietnamese ist und deshalb eine andere Kirche besucht. Aber ihre Schwestern sind hier zur Sonntagsmesse, Anh, die den *Sandwich Express* betreibt, unten beim Hafen, und Tuwith, die ihr dabei hilft. Tuwith war es auch, die mit den Chihuahuas angefangen hat, kleine stramme Hunde, deren aufrechte Ohren überall dort auftauchen, wo die Nguyen-Schwestern oder Cousins der Nguyen-Schwestern oder angeheiratete Verwandte leben. Und so gibt es viele Chihuahuas in Palacios.

1980 sind die drei Mädchen an der vietnamesischen Küste in ein kleines Fischerboot gestiegen, nachts, mit ihrem Bruder Son und noch 40 anderen, dicht gedrängt, drei Tage und drei Nächte auf dem Meer getrieben, bis ein deutscher Frachter sie aufgegriffen und nach Singapur gebracht hat. Boatpeople, auf der Suche nach dem besseren Leben, ihrem Vater Vinh und den älteren Brüdern, die beide auch Vinh heißen, nach Amerika folgend, auf der Flucht vor den Kommunisten, ihren Feinden, die ihnen alles genommen haben, damals, im Süden Vietnams, dem Land, von dem sie alle nur als *my country* sprechen, obwohl sie da nicht mehr hin wollen.

Anh sitzt neben ihrer Schwester Tuwith, deren Mann Hai sie mit begehrlichen Augen verfolgt, sogar hier, quer durch die Kirche, quasi unter den gestren-

Hafenleben: In aller Frühe fahren die Fischer zum Hafen hinunter. Abends werden die Shrimps sortiert und tiefgefroren. Nguyen Le ist eine der wenigen Fischerinnen. Sie sehnt sich nach Vietnam und will trotz ihrer acht in Texas lebenden Kinder zurück

gen Blicken des katholischen Pfarrers, stolz noch nach 23 Jahren Ehe, stolz auch, ihr niemals gesagt zu haben, dass er sie liebt, weil man das nicht aussprechen darf, denn kaum ist es gesagt, fliegt sie weg, die Liebe, und entschwindet. Ihr selbstbewusstes Auftreten ist es, das die drei Schwestern so auszeichnet, zu etwas Besonderem in der Gemeinde macht. Es sind die Brüstchen, die hüpfen und in die Höhe zu streben scheinen, unter engen Hemdchen eingesperrt, als ob sie sich lieber draußen umschauen wollten; schmale Körper, die 20-Jährigen gehören könnten und nicht aussehen, als hätten sie zwei, drei, vier Kinder geboren und großgezogen; zarte, vergnügte, narzisstische Wesen, deren Laufsteg der *Sandwich Express* ist, durch den sie auf hohen Absätzen stöckeln und in dem sie den Fischern ihre Suppen bereiten, mit Zitronengras und Reis und Hühnerfleisch, sodass die immer wiederkommen ins Zentrum des sozialen Hafenlebens, wegen der heißen Brühe und der tanzenden Brüste.

Anh steht auf und singt das Gloria, Töne purzeln über ihre rosa Lippen und erhellen den Raum, um sie herum die anderen, grummelnd, trällernd, christlicher Gesang in vietnamesischer Sprache.

Die Gemeinde setzt sich. Rechts des Mittelgangs rutschen die Männer auf ihren Bänken, hüsteln, räuspern sich, ein wenig verlegen, als ob das Singen eigentlich Frauensache wäre, also nur linksseitig angesiedelt sein sollte, der alte Nguyen Vinh genauso wie sein Schwiegersohn Tommy aus dem Tran-Clan; die Trans leben wie die Nguyens schon Jahrzehnte in Palacios. Tommy ist Anhs Ehemann, um sie dreht sich das kulinarische Dasein der Garnelenfischer. Ein flacher, allein stehender Bau an der Hauptstraße ist ihr Wirkungsfeld, etwas außerhalb des Ortes, ein leuchtender Schriftzug *Sandwich Express*, darin ein verschrobenes Licht, lila Folie klebt auf den Scheiben, die Sonne vermag nicht recht durchzudringen, ein wenig wie in einem Aquarium ist es hier, draußen die Welt, weit entfernt, fast surreal, gelegentlich dröhnen schwere Motoren vorbei, in der Ferne schwanken Schiffsmasten. Spielautomaten, an denen kaum je einer steht, Vietnamesen löffeln ihre Suppen, schlürfen lautstark, einige hocken mit bloßen Füßen auf den roten Plastikstühlen, so wie sie drüben im Hafen mit bloßen Füßen auf den Holzpfählen vor ihren Booten kauern.

Hier in der Kirche sitzen sie nebeneinander, die armen Fischer, die auf ihren Booten schlafen, weil sie kein anderes Zuhause haben, und Tommy, der es geschafft hat, von der Fischerei wegzukommen, kein *shrimper* mehr ist, der ein Haus, zwei Autos, ein Schnellboot und zwei Chihuahuas besitzt. Er stimmt in das Tagesgebet des Priesters ein, schabt mit den Schuhkanten über den Teppichboden, das Summen der Ventilatoren begleitet die Betenden.

Nicht alle Gäste aus dem *Sandwich Express* kommen zur Messe, unter den Vietnamesen in Palacios gibt es auch Buddhisten, wie der schweigsame Mann, der sich hinter seiner zu großen Brille zu verstecken scheint, wenn er bei Tommy und Anh und ihren Schwestern isst. Schweigt, isst, raucht, wartet. Darauf wartet, dass der Diesel billiger wird oder die Garnelenpreise hochgehen, damit er wieder rausfahren kann. Die Wartezeiten werden immer länger, die Geschäfte gehen längst nicht mehr so gut wie einst. Der Golf von Mexiko ist überfischt, der Treibstoff teuer, wegen des Krieges, den das Land heute führt. Der Buddhist kann nichts machen außer warten und hoffen und ab und zu seine Frau in Vietnam anrufen. ➢

Sonntagsbeschäftigung: Auch für Jugendliche gibt es kein Pardon. Der Kirchgang ist ein Muss. Für viele ist die in vietnamesischer Sprache gehaltene Messe der fixe Punkt der Woche. Der Pfarrer ist heute nicht mehr die moralische Instanz der Gemeinde

Die Nguyens sind beeindruckt von dem Ahnenkult der Buddhisten, immer steht frisch zubereitetes Essen auf Schreinen, damit es den Toten wohl ergehen möge. Auf texanischen Friedhöfen erkennt man die Gräber der buddhistischen Vietnamesen sogleich, ganze Fruchtkörbe und gefüllte Reisschalen mit allerlei Gemüse stehen auf den Grabplatten.

Es ist eine eigentümliche Mischung von Menschen in diesem Ort, in Palacios genau wie im *Sandwich Express*. Da sitzen dann vom damaligen katholischen Diktator Diem unterdrückte Buddhisten neben südvietnamesischen Katholiken, ehemals kommunistische Nordvietnamesen neben amerikatreuen Südvietnamesen, nicht am gleichen Tisch unbedingt, aber doch im selben Raum. Manchmal kommen auch Kriegsveteranen, die gegen die Nordvietnamesen gekämpft, Napalmbomben gezündet und *Agent Orange* versprüht haben. Der krumme George Kana zum Beispiel isst häufig im Restaurant. Er war nicht im Krieg, aber sein Bruder Toni, dem sie die Hoden weggebombt haben, ja, die Hoden weggebombt, alle nicken dann, alle wissen es. Als einmal ein betrunkener Vietnamese geprahlt hat, wie viele Amerikaner er gekillt habe, da hat George ihn mit festem Cowboygriff zum Schweigen gebracht. Schwierig ist das manchmal alles, er weiß, dass sein Bruder viele Vietnamesen ermordet hat. Aber dafür musste er auch bezahlen; kein ganzer Mann mehr, sein Bruder. Toni selbst krempelt gerne seine weiten Overallbeine hoch, um die wulstige Narbe im Schritt zu zeigen, dort, wo er früher einmal Hoden hatte, bis er 23 war. Immer wieder würde er in den Krieg ziehen, um sein Land zu verteidigen vor den Kommunisten, die früher oder später in Amerika eingefallen wären, wenn man sie in Vietnam nicht gestoppt hätte; seine Verwundung ist von Gott gewollt. Toni mit den leuchtend blauen Augen hilft seit seiner Pensionierung beim Fischereibetrieb *Anchor Seafood*, füllt Listen aus und kontrolliert die Mengen der gefangenen Riesengarnelen, verpackt die gefrorenen Tiere in Kisten und Säcke. *Anchor Seafood* ist ein kleiner Händler, ganz anders als *Captain Tom's*, darum arbeitet er gerne dort. Zudem ist Captain Tom ein Nordvietnamese, ein Todfeind also eigentlich, Toni ist zurückhaltend mit ihm, auch wenn sie jetzt alle Amerikaner sind und der Feind woanders hockt, *Gott schütze unsere Jungs im Irak.*

Captain Toms Familie sitzt zu Teilen ebenfalls in der Kirche, Tom heißt auch Big Tu, und seine Frau ist die Schwester von dem alten Nguyen Vinh, so sind sie alle miteinander verwandt, sogar die Südvietnamesen mit den Nordvietnamesen. Mit der Tu-Viet-Vu-Familie fing alles an in Palacios, damals in den siebziger Jahren, als Big Tu noch nicht *big* war, sondern ein junger ambitionierter Immigrant, der hier das Handwerk, das er in seiner Heimat gelernt hatte, wieder auszuüben begann: Garnelenfischen. Der Mann baute ein eigenes Boot, ganz im traditionellen vietnamesischen Stil, sechs Jahre später besaß er bereits eine Flotte mit 35 Schiffen, ein Ladedock und eine Eisfabrik. Es gibt die kleinen *bayboats* für die Tagesfahrten, daneben die blauen *gulfboats* im Wert von bis zu einer Million Dollar, die einen ganzen Monat auf See bleiben, alle mit dem gelben Drachen bemalt. Ein vietnamesischer Patriarch in der texanischen Provinz ist er geworden, ein Landaufkäufer, er hat viel Land außerhalb des Dorfes erworben.

Dort wohnen sie jetzt alle, der ganze Tu-Clan, in Villen, die größer sind als die der alteingesessenen Texaner, eine neben der anderen, mit Fassaden aus imitiertem Backstein und hohen, blendend weißen Madonnenstatuen vor den Türen. Im *Village*. Wer es bis ins *Village* geschafft hat, ist angesehen im Ort, auch wenn viele Big Tu das Land abgekauft haben, um dann erst jahrelang in wackeligen Trailern darauf zu leben, so lange, bis die Fischerei genügend Geld abgeworfen hat, um ein Haus

Zweites Zuhause: Im „Sandwich Express“ treffen sich eigentlich die Fischer zu einer Suppe mit Zitronengras und Garnelen. Am Nachmittag sind die Kinder der Nguyen-Vinh-Familie da. Die Jugend dagegen trifft sich lieber im örtlichen Hamburger-Restaurant

Family values: Nach der Messe treffen sich die Nguyens im Haus der Großeltern. Dort wird für die mehr als 30 Familienmitglieder gekocht. Die Schwestern Anh und Thim managen die Küche mit routinierter Geschwindigkeit. Sie betreiben sonst den „Sandwich Express“

im Backsteinlook zu bauen. Manchen ist das nie gelungen, das Leben im Wohnwagen zur bleibenden Realität geworden, ein wenig schämen sie sich, dass sie es nicht geschafft haben, wo es doch zu schaffen hätte sein müssen.

Pfarrer Pham setzt zum Halleluja an, Tommy und sein Schwiegervater stimmen ein, sie sind der Tu-Familie nicht gram, zu verflochten sind die Verhältnisse und zu gut geht es ihnen selber, als dass sie Tu den Reichtum neiden würden, nur dass alles über Big Tu läuft, der Treibstoffkauf, die Dockinggebühren, sogar der Verkauf der *Jumbo Shrimps*, das ist manchmal bitter. Ins *Village* wollen sie nicht ziehen, sie leben lieber in Downtown, in einem Haus, das keine Villa ist und in dessen Garten Gemüse angebaut werden kann.

Reverend Joe Pham hält die Predigt, gelangweilte Mädchen nesteln an ihren Zöpfen, kramen Taschenspiegel hervor, fangen Licht ein damit, tuscheln und legen sich auf die Bänke. Norma, Frau des jüngsten Nguyen-Sohns Ahn, langweilt sich ebenfalls. Vietnamesisch versteht sie kaum, mit Ahn spricht sie englisch, mit ihrer Familie spanisch, Norma stammt aus Mexiko und arbeitet in der Bank im Ort. Mit Ahn ist sie zusammen, seit sie 15 ist, seit zehn Jahren schon, unterbrochen nur durch eine kurze Pause, in der Ahn ein anderes Mädchen hatte, ein *american girl.* Nach Kirchenschluss wird sie mit der ganzen Nguyen-Sippe im Haus der Großeltern essen gehen, sie wird mit ihrem Mann und seinen sieben Geschwistern samt Ehefrauen und Ehemännern und den insgesamt 20 Enkeln Nudelsuppe mit Rindfleisch essen, die Kinder betrachten, die mit ihren Suppenschüsseln vor dem laufenden Fernseher liegen, auf Plastiktraktoren krakeelen, mit den Chihuahuas toben, sie wird ganz im fröhlichen Lärm der Nguyens untergehen, sich ein wenig einsam fühlen, weil sie doch selbst so gerne Kinder möchte, nur denkt ihr Mann, es sei noch zu früh für Kinder, man könne noch warten, schließlich sind sie hier in Amerika und nicht in Vietnam, wo eine 18-jährige unverheiratete Frau scheel angeschaut wird, ungewollt ist, eine alte Jungfer gewissermaßen.

Norma hat viel von Ahns Flucht gehört, er hat ihr berichtet von jener Nacht, sieben Jahre alt war er und wusste nicht, wie ihm geschah. In den frühen Morgenstunden haben sie ihn geweckt, er lief einfach hinter den anderen her zum Strand, hinter seiner Mutter und seiner größeren Schwester Sinh, die sich heute Britney nennt. Immer wieder hat er Norma von der Seekrankheit erzählt, von dem Gestank nach Diesel und Erbrochenem, nach Schweiß, eine Woche lang, bis sie Malaysia erreicht haben, wo sie ein Jahr im Lager lebten und danach noch einmal acht Monate in einem anderen Flüchtlingslager auf den Philippinen, bevor sie endlich nach Palacios kommen konnten, wo der Rest der Familie schon auf sie wartete, Menschen, die er nur von Fotos kannte. Alle waren sie Vater Vinh hinterhergereist, der als Armeeangehöriger in die USA emigrieren konnte, 1975 war das gewesen. Vinh landete erst in Pennsylvania, viel zu kalt war es dort, und so ist er nach Süden gefahren, ans Meer wollte er, in ein Klima, das er von zu Hause kannte, und irgendwann ist er in Palacios angekommen und hat dort das gemacht, was er konnte, fischen nämlich.

Norma will nicht nach Vietnam reisen, zu viel Angst hat sie vor den Krankheiten, den kleinen giftigen Tieren, die da überall krabbeln sollen, vor der Armut, schrecklich muss es sein in Vietnam, hat sie gehört, und gefährlich mit all den Kommunisten. Nur einer der Brüder war noch einmal da gewesen, vor fünf Jahren, zusammen mit den Eltern, wochenlang hat Vater Vinh danach geweint, als er wieder in Amerika war, nein, nach Vietnam will sie nicht. Dass es die Amerikaner gewesen

sein sollen, die mit *Agent Orange* die Bevölkerung vergiftet haben, kann sie gar nicht glauben, so etwas würden Amerikaner nicht tun, das waren doch die Kommunisten gewesen damals, so hat man ihr das auf alle Fälle in der Highschool erzählt.

Die Mädchen auf den Bänken zappeln, sie sind froh, als die Predigt endlich vorbei ist und die Gemeinde sich erhebt, um gemeinsam das Glaubensbekenntnis zu sprechen. Einige der Kinder sind nicht mehr schlank wie ihre Eltern, die dritte Generation ist bereits amerikanisiert, fettes Essen und schwammiges Brot haben sie dick werden lassen, nicht immer wird so asiatisch gekocht wie gleich zu Hause bei den Großeltern, wo sich die große Familie tumultartig auf die Nudelsuppen und das gebratene Fleisch stürzen wird.

Scott legt seine Bibel weg, auch wenn er nicht in ihr gelesen hat, er versteht die vietnamesischen Zeichen nicht, er war ein kleines Kind, als er nach Amerika kam. Scott ist seinem Bruder Tommy dankbar, was der alles für seine jüngeren Geschwister gemacht hat, dass er als *shrimper* angefangen hat, obwohl diese Arbeit doch unerträglich ist, die Hitze, die körperliche Anstrengung, die Enge auf den schwankenden Booten, all das Schmutzige daran. Er ist froh, dass Tommy jetzt im *Sandwich Express* arbeitet, da fährt er manchmal hin, um ihn zu besuchen, in der Mittagspause oder wenn er von einem Bauherrn kommt. Scott ist der Architekt in Palacios, er ist der, der allen Vietnamesen die Häuser baut. Ihm ist der Stil gleichgültig, er entwirft ganz im Sinn der Bauherrschaft, er bevorzugt keine Richtung. Einer aus der Tu-Familie hat mit den falschen Backsteinfassaden angefangen, das ist keine vietnamesische Bautradition, ganz und gar nicht, aber als der Erste sich den Traum von der Villa in Backstein erfüllt hatte, wollten alle anderen es auch so haben, manche in Braun, andere in Rot. Die einzige Eigenart, die in allen vietnamesischen Häusern zu finden ist, sind die doppelten Küchen. Eine liegt draußen, in der gedeckten Garageneinfahrt, die andere im Haus drin. Wichtig ist die Garagenküche, denn dort wird gegart und gebraten, die Küche neben den Autos ist der zentrale Ort der Häuser, hier sitzen die Kinder auf den Treppenstufen oder spielen Ball mit den winzigen Hunden. Wenn Gäste kommen, werden die Gerichte in der Hausküche nur noch erwärmt, so riecht es nicht in den Häusern, und draußen kochen ist Tradition.

Scott verehrt George W. Bush und hasst die Kommunisten, nach Vietnam will er erst wieder, wenn die Kommunisten weg sind. Er trägt weiße Hemden und ist ein adretter junger Mann, der auch mit dem lokalen Makler gut zusammenarbeitet, denn der hat keine Vorbehalte und ist am Geschäft interessiert. Natürlich kennt Scott all die Gerüchte, die über die Vietnamesen kursieren, aber es werden immer weniger. Früher ging die Rede von gebratenen Hunden, und von einem weiß man das auch: Als irgendein wild gewordener Cowboy Tonis Greyhound erschossen hat,

Bordleben: Nguyen Le nimmt ihre drei kleinen Hunde immer mit an Bord. Dinh Long ist einer der wenigen jungen Fischer. Die Jugend hat keine Lust mehr auf die harte Arbeit

kamen schnell die Fischer angerannt und haben das tote Tier in den Hafen gebracht, eine Delikatesse. Heute wohnen ihre Hunde in den Häusern, die Chihuahuas, die sie innig lieben, mehr als die anderen Texaner ihre Wachhunde, die in den Gärten ihr Dasein an kurzen Ketten fristen. Die Dinge ändern sich. Auch kursieren Gerüchte, die Vietnamesen würden nur Bargeld bei sich tragen, Tausende von Dollar seien in den Häusern versteckt, unter Matratzen und in Töpfen, schwerreich seien die alle, die übergewichtige Bibliothekarin weiß es zu berichten. Scott bringt sein Geld zur Bank wie jeder Amerikaner. Seine Kinder werden kaum noch mit Vietnam in Verbindung gebracht werden, irgendwann werden sie erzählen, dass ihre Großeltern Boatpeople waren, und das war es dann auch schon. Keiner von ihnen wird mehr Fischer sein.

Integration geht schnell in diesem Land, das sagt auch die Sekretärin der lokalen Wochenzeitung, deren Vater noch aus Palacios weggezogen ist, als die ersten Vietnamesen hier ankamen, weil er nach dem Vietnamkrieg keine Schlitzaugen mehr ertragen konnte, wie er sagte. Vielleicht war es aber auch sein schlechtes Gewissen, vermutet die Tochter, die ahnt, dass der Vater Menschen erschossen hat, ihn aber nie zu fragen traute. Es war keine gute Zeit kurz nach dem Krieg, viel Schmerz, viel böses Blut. Sogar der Ku-Klux-Klan hatte damals seine Finger im Spiel, es gehe nicht an, dass die Vietnamesen den Amerikanern die Arbeit wegnehmen würden, hieß es. Das wäre heute undenkbar, geschätzt sind sie mittlerweile, weil sie ruhig sind und arbeitsam, und *family values* ihnen so wichtig sind.

Während Pfarrer Pham die Gaben für das Abendmahl vorbereitet, geht die Kollekte von Hand zu Hand. Scott steckt etwas Geld hinein, sein Bruder Tommy, sogar der heißblütige Hai, und auch der alte Vinh stopft einen Schein in den Schlitz, für die Gemeinde hier, für die Leute in Vietnam, *for the poor.*

Die Orgel spielt, die Menschen stehen auf, schieben sich aus ihren Bänken hervor, reihen sich ein zum Gang zum Altar, links die Frauen, rechts die Männer. Die drei Schwestern Anh, Tuwith und Thim tippeln erhobenen Hauptes nach vorne, auf der anderen Seite Jugendliche auf gleicher Höhe; da der Junge, der sich beim Rasenmähen von oben bis unten verhüllt, weil er keinesfalls braun werden will; hinter ihm Jonathan, der nächsten Samstag seinen 18. Geburtstag feiern wird. Er ist ein Junge mit der schwierigen Haut der Pubertierenden, ein munterer Kerl, der sich freut, wenn er endlich, endlich Alkohol trinken darf, der für 300 Dollar die Woche in der Tankstelle arbeitet und nichts anderes will als weg aus dieser flachen Ödnis, nach Dallas oder Houston, wo schon seine Geschwister leben. Das Shrimpsgeschäft ist in zwei, drei Jahren vorbei, da ist er sich ganz sicher, das macht doch kein Mensch mehr mit, zumal jetzt die Shrimps aus Asien importiert werden, Ironie der Geschichte, die ihm sein Vater, der *shrimper*, immer wieder erzählt. Die Vietnamesen in Vietnam produzieren mittlerweile größere, billigere und süßere Garnelen, das Geschäft ist bald tot hier, und er ist froh darum, so kann er Palacios guten Gewissens den Rücken kehren.

Beim Pfarrer empfängt einer der Fischer das Abendmahl, ein bescheidener Mann. Als Nächste kommt seine Frau Le, heute ohne ihren Reishut, den sie sonst im Hafen trägt. Die beiden sind gemeinsam unterwegs auf ihrem *bayboat*, morgens um zwei fahren sie hinaus in den Golf von Mexiko, ihre drei Hunde begleiten sie, ein eingespieltes kleines Team. Die Frau steigt als Erstes hinunter in die Küche, braut Kaffee und kocht vor, um sieben, wenn die Netze zum ersten Mal eingeholt und wieder ausgelegt worden sind, essen sie, erst am frühen Abend kehren sie zurück.

Fleißig seien die Vietnamesen, so fleißig, dass der Mann von der *Wildlife*-Behörde meint, die Regierung habe Fangquoten festlegen müssen, sonst hätten die Vietnamesen den Golf in einem einzigen Jahr leer gefischt, was ein ökologisches Desaster wäre, denn Garnelen leben nur ein, höchstens zwei Jahre. Viel Beifang wird nebst den Garnelen auf die Boote gehievt, vor allem kleine Fische sind es, die auf den Planken gegen das Sterben zappeln. Die großen werfen die beiden wieder ins Wasser, aber die kleinen verenden auf Deck,

Heimstatt: Nicht alle haben es geschafft, ein Haus zu bauen. Viele leben in provisorischen Containern. Bei Hurrikans drohen die wackeligen Behausungen weggerissen zu werden. Doc das soziale Leben funktioniert: Gekocht wird wie zu Hause in Vietnam im Freien

Zukunftsdenken: Die Jugendlichen fahren zum Football-spielen. Sie sind schon ganz amerikanisiert. Der Junge Jonathan (mit Brille) hat nur eines im Kopf: nach der Schule so schnell wie möglich nach Houston abhauen. So wie schon seine Geschwister es getan haben

während die Garnelen aussortiert und lebend in den Kühlraum gekippt werden, wo sie langsam in den Tod hinüberdämmern. Verkauft werden darf der Beifang nicht, also stirbt er. Die Delfine wissen das und schwimmen mit, die Möwen sind hinterher, die Pelikane kreisen, bequemes Futter kommt auf sie zu. Die Lautstärke der Motoren ist enorm, viele Fischer haben Gehörschäden. An einem Tag ziehen sie vier- bis fünfmal die Netze hoch, es werden immer weniger Garnelen, die Tiere sind emigriert, die zahlreichen Hurrikans schaden dem Geschäft, oft kann nicht gefischt werden, und auch die Versicherungen sind zurückhaltender geworden beim Bezahlen der Schäden. Die Garnelenfischerei ist auf dem absteigenden Ast, mittlerweile werden schon die ersten Boote von Atlantikfischern aus Maine gekauft und zum Hummerfang umgerüstet. Während drüben in der alten Heimat Vietnam die Wirtschaft prosperiert.

Die Frau geht zu ihrer Bank zurück, gefaltete Hände, die Hostie im Mund. Das Paar hat acht Kinder, aber Kinder hin oder her, sie will zurück nach Ho-Chi-Minh-Stadt, als Einzige in ganz Palacios hat sie diesen Wunsch, die anderen haben sie für verrückt erklärt. Wie kann man dies herrliche, dies freie Land verlassen, um wieder zurückzukehren in den kommunistischen Sumpf? Aber sie ist fest entschlossen, ihr fehlt Saigon, das Großstadtleben, sie kommt fast um vor Sehnsucht. *Back in my country*. Die Frau betet, genau wie ihr Mann und all die anderen, die auf den Bänken knien, konzentriert wie der alte Vinh oder unruhig zappelnd wie der junge Jonathan. Pfarrer Pham steht als Erster auf, spricht das Schlussgebet und entlässt seine Gemeinde in den Sonntag. Ein kollektives Amen wird gemurmelt, in breitestem Texanisch, *Äi-mähn*. Musik erklingt. Die Erfolgreichen werden gleich ins *Village* zu ihren üppigen Mahlzeiten brausen; andere nur ein paar Straßen weiter in eines der Holzhäuser, wo bereits das Essen in der Garage gart; jene, die es wirtschaftlich nicht geschafft haben, werden zu ihren aufgebockten Trailern fahren, uniforme Kuben, an denen Kabel hängen und denen während eines Hurrikans in Sekundenschnelle die Zertrümmerung droht; den Schweigsamsten bleibt nur der Weg in den Hafen, wo sie auf ihren Booten ein wenig Fisch mit Reis essen werden, manche trinken abends ein paar Bier zu viel.

Die Orgel ist verstummt, die Hitze draußen erschlägt einen fast, Menschen eilen zu ihren Autos, ein paar Grüße hier und schnelle Worte dort, Motoren springen an, einer nach dem anderen, die Wagen reihen sich ein und verlassen den Parkplatz. Minuten später ist es ruhig hier und leer. Nur die Insekten tanzen noch.

Zora del Buono, 44, stellvertretende Chefredakteurin von **mare**, *hielt sich am liebsten im „Sandwich Express“ auf, der Bühne des Lebens in Palacios. Dem Londoner Fotografen Aubrey Wade, 30, schenkten die Fischer wegen seiner hellen Haut gleich einen traditionellen Hut.*